

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

E. Gasner: Über Fastnachtsgebräuche unter Berücksichtigung der Provinz

Über Fastnachtsgebräuche unter Berücksichtigung der Provinz

von Dr. E. Gasner.

Meine hochverehrten Damen und Herren, wenn ich es wage, von der hinter uns liegenden Fastnacht zu reden, so geschieht es nicht, um Ihnen eine möglichst detaillierte Schilderung der Maskeraden zu geben, die ja auch bei uns dieser Zeit noch das eigentliche Gepräge aufdrücken; noch möchte ich Ihnen eine Aufzählung der nicht minder alten, aber volkstümlicheren Fastnachtsgebräuche aufnötigen, wie sie sich in unserer Mark erhalten haben. Ich liefere dabei doch nur Gefahr, den meisten der hochverehrten Anwesenden alte Bekannte vorzustellen. Vielleicht gelingt es mir aber, Ihr Interesse zu fesseln, wenn ich versuche, über den Ursprung derselben einiges Licht zu verbreiten. Zwar auf absolute Gewissheiten wollen Sie sich nicht immer gefasst machen. Die Hypothese, die Annahme, der immer nur ein gewisser Grad von Wahrscheinlichkeit inne wohnt, tritt häufig genug in ihr Recht, um zeitlich und örtlich Getrenntes systematisch zu verbinden; und gerade jetzt, wo die mythologische Forschung so sehr im Flusse ist, fehlt es nicht an Erklärungen, die von verschiedenen Gesichtspunkten aus unternommen sind, und die sich nicht stets kurzer Hand abweisen lassen.

Das Knochengerüst, an welches sich die Fastnachtsgebräuche ansetzen, welchen Ursprungs sie auch sein mögen, bilde naturgemäss die kirchliche Einrichtung der österlichen Fasten. Sie sind schon ein Bestandteil der frühchristlichen Kirche, aber erst im XI. Jahrhundert werden sie für die römisch-katholische Welt auf 40 Tage gesetzmässig erweitert. Da nun des Sonntags nicht gefastet wurde, so begann man später bereits mit dem Mittwoch der voraufgehenden Woche, dem Aschermittwoch. Die Kirche ist von diesem Termin in der Folgezeit nicht wieder abgegangen, aber alle Reste der alten Übung hat sie nicht ausmerzen können, so sollen auch in der Mark noch jetzt in einigen Orten am ersten Fastensonntage, dem früheren Ende des Faschings, Volksbelustigungen stattfinden.

Vor dem Eintritt der Fasten durchlebt die Welt noch einmal eine Zeit der ausgelassensten Freude, um sich, wie die hausbackene Philosophie weiss, für die nun folgende entbehrungsvolle Zeit zu entschädigen. Wenn eine solche Argumentation auch nicht ganz des Hintergrundes entbehrt, so wäre aber damit kaum der mehr als tausendjährige Bestand der Karnevalslust zu erklären, wenn nicht noch andere, zwingendere Gründe hinzukämen, die eine innere Notwendigkeit einschliessen.

Es ist oft ausgesprochen und leidet auch keinen Zweifel, dass sich im Karneval Gewohnheiten antiker Feste erhielten, deren Grundzug die Freude über den wiederkehrenden Frühling und die damit erwachende Liebes- und Lebenslust ist, die den Menschen naturgemäss zu ausgelassenem Treiben zwingt. Es sind Feste, die sich selbst bei Christen hartnäckig bis ins V. Jahrhundert erhielten, so dass man wohl den grossen Gregor versteht, der den Kanon aufstellt, dass die heidnischen Feste allmählig in christliche umgewandelt werden müssten, indem man sie nachahme.

Zu den antiken Festen, denen die Umzüge, Vermummungen und Spöttereien unseres Karnevals entnommen sind, gehören zunächst die Saturnalien. Sie wurden im Dezember zu Ehren Saturns, des Einführers des Ackerbaus, gefeiert. Es war eine Zeit des allgemeinen Vergnügens, die Sklaven rückten in die Reihen der Freien, sie durften der Gebrechen ihrer Herren spotten und Vermummungen waren an der Tagesordnung. Dem Wald- und Feldgott Lupercus oder Faunus galten die am 15. Februar gefeierten Lupercalien. Nach dem Bocksopfer und dem Opfermahle liefen die 24 dabei Beteiligten, Luperci genannt, nur mit den Fellen der getöteten Tiere bekleidet, um die palatinische Altstadt und berührten mit Riemen aus einem Teil der zerschnittenen Felle die ihnen entgegenkommenden Frauen, denen dadurch gewünschter Ehe-segen werden sollte, und die auch Reinigung und Fruchtbarkeit durch die Stadt selbst weitertragen sollten. Im April folgten die Hilarien zu Ehren der mater deum; das Bild der Göttin ward durch die Stadt geführt und Mummereien fanden dabei statt. Die Liberalien waren den liber pater, dem altitalischen Gotte, geweiht, sie hielten sich im Charakter der Bacchanalien, die aus Griechenland über Etrurien kommend sich eine zeitlang mit ihnen verbanden und zeitweilig zu den wildesten Orgien Anlass gaben. Im März oder April wurden sie gefeiert.

Um diese heidnischen Gebräuche mit der christlichen Fastnacht so leicht zu verbinden, kam hinzu, dass an den Vorabenden der grossen Kirchenfeste, den Vigilien, beim nächtlichen Putzen des Altares und der Kirche selbst unter den Augen der Priester unzüchtige Tänze gehalten und Lieder gesungen wurden, so dass den Frauen 305 konzil-mässig der Zutritt zu den Vigilien untersagt wurde.

Wenn es auf den ersten Blick verwunderlich erscheint, dass sich mit der Fastnacht Gewohnheiten alter Feste verbinden, die einer Zeit vom Dezember bis April angehörten, so muss man bedenken, dass die Freude vor den Fasten im terminus a quo nicht festlag und auch nicht festgelegt wurde. Die Karnevalslust ist eigentlich nur ein Teil einer Vergnügensreihe, die viel früher beginnt, und die nur in den letzten 8 oder 3 Tagen oder besonders am letzten Tag vor den Fasten einen Höhepunkt erhält. So beginnt beispielsweise der Mummenschanz

in Italien schon teils am 20. Dezember, teils am 7. und 17. Januar und in diesem Sinne heisst es im bekannten Roman des XVII. Jahrhunderts, im *Simplicissimus*: „um dieselbige Zeit fällt Martini ein, da fängt bei uns Teutschen das Fressen und Saufen an und währet teils bis in die Fasznacht.“

Die auf antiker Basis ruhenden Fastnachtsgebräuche sind in erster Linie natürlich in Italien zu Hause, doch mögen sie früh schon nach Deutschland vorbildlich hinüber gewirkt haben. Genau lässt sich dieses aber nicht verfolgen, da auch hier ältere Feiern mit ähnlichen Gepflogenheiten bestanden. Grösseren Einfluss gewinnt der südliche Fasching mit seinem antiken Untergrunde erst seit der Renaissance, seit die prachtliebenden Fürsten Italiens den volkstümlichen Fasching durch Kunst und Glanz adelten. Da begannen die Höfe des übrigen Europas, indem vielfach Frankreich das Zwischenglied bildete, ihn in Redouten und Maskeraden nachzuahmen.

Auch hier in Berlin haben die Hohenzollern versucht eine Redoute zu schaffen. Friedrich I. begann damit, seine beiden Nachfolger waren dem Unternehmen jedoch nicht günstig, und die erneuerten Versuche Friedrich Wilhelm II. mit Maskenbällen in der Oper, an denen Jeder auf königliche Kosten teilnehmen konnte, scheiterten, da das Publikum weder im Anzug noch im Gebahren des königlichen Wirts sich würdig zu machen wusste. Unser Mitglied Herr Ferdinand Meyer hat im XV. Bd. des „Bären“ an der Hand zeitgenössischer Memoiren Mitteilungen über diese Feste gegeben; ich will sie mit den oft rohen Spässen nicht unterhalten, vielleicht nimmt der eine oder andere Veranlassung diese sonst nicht uninteressanten Berichte anzusehen, zumal auch einige Maskenanzüge nach Chodowieckischen Kupfern aus der Sammlung des Herrn Meyer dort veröffentlicht worden sind.

Dagegen werden die Fastnachtsbelustigungen der gewöhnlichen Leute, die im XVII. Jahrhundert hier in Berlin verschiedentlich vom Verbote betroffen wurden, wohl auf uralten heimischen Brauch zurückgehen. Welcher Art sie waren, lässt die Verordnung Friedrich Wilhelms von 1659 erraten, die sich namentlich gegen die Handwerker richtet, welche, wie es heisst, „mit allerhand Musik über die Gassen gingen, viel Aefferey und Mutwillen verübten, der Bürgerschaft und anderen Einwohnern mit Plackerey und Abforderung von Geldern zu nicht geringem Beschwer gewesen, nochmals in ihren Herbergen wohl acht und mehrere Tage mit einander geschmauset, sich dabei geschlagen, und wohl gar ermordet, dagegen ihre Arbeit versäumt, gross Aergerniss gegeben und mit ihrem epikurischen Leben und sündlichem Wesen Gottes Zorn nicht wenig gereizt.“

Wir sind damit zum anderen Urquell unserer Fastnachtsgebräuche gekommen, der auf heimischem Boden fliesst. Auch hier sind mehrere

wenn auch nur zwei Feste vorbildlich gewesen. Das Mittwinternachtsfest, bekannter als das nordische Julfest, ist das eine, es ward in Norddeutschland im Anfang Januar gefeiert und galt bisher meist als das Fest der wiederkehrenden Sonne. Neuere Forscher haben mit Recht wohl dagegen eingewandt, dass es eine wenig gut gewählte Zeit sei, eine solche Feier abzuhalten, wenn rings noch die Natur völlig abgestorben sei, sie erklären es als ein grosses germanisches Totenfest. Geopfert sei den Geistern der Abgeschiedenen besonders um der Fruchtbarkeit willen, denn die Seelen der Toten üben eine Macht darüber aus, nach und nach wurden die Opfer auch auf die Götter, denen man eine Einwirkung auf die Ernte zuschrieb, ausgedehnt und schliesslich auch auf die anderen Himmelsgewaltigen übertragen. Einen Monat später, etwa im Februar, wenn die Einwirkung der Sonne merklich wurde, einen festen Zeitpunkt gab es nicht, feierten die Germanen ein zweites Fest, das Fest des beginnenden Frühlings.

Die Gebräuche dieser germanischen Feste, auch die des Sommers und Herbstes, ähneln einander alle bis zu einem gewissen Grade, wenn wir ihre Reste im heutigen Volksleben, die wir noch zu erkennen glauben, prüfen. Die Erscheinungen, die wir in einzelnen Gegenden im Frühling beobachten, bieten uns andere Gegenden in ähnlicher Weise im Sommer oder Winter. Zumeist beruhen diese ähnlichen Bräuche offenbar darauf, dass die alten germanischen Feste einen mehr oder minder gleichen Charakter trugen, was bei einem Volke mit einfachen Daseinsbedingungen wohl natürlich ist. Selbst die Vermummungen, die uns so charakteristisch für den Karneval gelten, finden sich in anderen Gegenden beispielsweise im Herbst.

Die Gebräuche des Mittwinternachtsfestes haben sich zum Teil im Weihnachtsfest, zum Teil in den Gebräuchen der zwölf Nächte, zum Teil in den Fastnachtsgewohnheiten erhalten; und in den verschiedenen Gegenden ist diese Aufteilung nicht völlig gleichmässig vollzogen. Über den Hergang bei dieser Feier sind wir bei den Westgermanen in älteren Quellen nicht unterrichtet. Bei den Ostgermanen, den Skandinaviern, leitete ein feierliches Opfer das dreitägige Fest ein. Dann fanden auf den Höften Gelage statt, zu denen die Teilnehmer einen Satz beisteuerten, keiner ward ausgeschlossen. Im Freien wurden manche Freudenbezeugungen abgegeben, man lief, man zündete Feuer an und pflanzte immergrüne Fichten auf. In der Halle brannte ein mächtiger Klotz, da gab es Rätsellieder, Festspiele, — die Gerichte waren Hafergrütze und Heringe, auch der Juleber ward gegessen, und der Julkuchen gebacken. Es war eine Zeit der Gesichte, man konnte die Zukunft erfahren. Ähnlich müssen auch auf dem Kontingente die Verhältnisse gewesen sein, obgleich es im Allgemeinen ja unstatthaft ist ost- und westgermanische Mythologie zu mischen. Das Frühlingsfest spielte sich ähnlich ab. Aus

den heutigen Gebräuchen will man auf Opfer von Rindern, Pferden, Hunden und Korngaben für Wodan schliessen, auf Opfer von Schweinen, Katzen, Flachs und Speisen für die grosse weibliche Gottheit, wie sie als Fria, Berchta, Holda in Deutschland erscheint, auf Opfer von Gänsen und Böcken, die dem Donar gebracht wurden. Auch trank man die Erinnerung, die Minne der Götter, und dem Opferfeuer schrieb man die reinigende, den Kohlen schützende Kraft zu. Ans dem Zuge des Rauches wurde die Zukunft geweissagt.

Meine hochverehrten Anwesenden damit haben wir uns vollkommen in das Reich der Hypothese begeben. Aus heutigen und älteren Gebräuchen ist mit Hilfe des Vergleichs ein Bild des einstigen Frühlingsfestes hergestellt. Im Grossen und Ganzen wird die Restauration ja wohl richtig sein; in Einzelheiten wird die Wirklichkeit dem nicht entsprechen haben. Ob wir künftig noch zu klarerer Erkenntnis dieser alten Feste kommen, steht wohl zu erwarten, doch allzu sanguinische Hoffnungen darf man von der empfohlenen Kritik über das Alter derartiger Volksbräuche nicht hegen, da eben die Fundamente meist fehlen, auf denen eine solche sich aufbauen könnte. Ich werde Sie selbstverständlich nicht mit den Fastnachtsgebräuchen der einzelnen Gegenden ermüden, aus denen durch Vergleich das mitgeteilte Resultat gewonnen wurde. Ich werde Ihnen nur die Bräuche der Mark mitteilen und dabei angeben, welche Reste alten Wesens man darin zu sehen glaubt.

Eine der verbreitetsten Übungen sind die Fastnachtsumzüge, sie fanden an vielen Orten der Mark statt, auch in der Umgegend von Berlin wurden sie in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts noch ausgeführt. In Fürstenberg a. O. halten jetzt noch die Gewerbe der Fleischer und Bäcker mit ihren Emblemen einen Umzug. In den Schifferorten der Mark, in Friedrichsthal und Aalz bei Oranienburg und in Kappe bei Zehdenick ziehen die Schiffer an einem Sonntage der Fastenzeit durchs Dorf, wobei zwei junge Schiffer, die in dem Jahre die erste Fahrt mitmachen, einen besonders dazu gefertigten Kahn tragen. Die Mitglieder, des Zuges bringen den Wohlhabenderen ein Hoch aus und erhalten dafür eine Gabe. In Kappe jedoch wird nichts gegeben. Im Krüge, vor dem zwei mit Tannenreiser geschmückte Masten aufgepflanzt sind, wird nachher getanzt. Ob dieser Sonntag an die Zeit erinnert, wo noch des Sonntags die Fasten aussetzten, muss fraglich bleiben, da erst am folgenden Montag die gesammelten Gaben oder das gemeinsam Beigesteuerte gemeinschaftlich verzehrt werden. Auch in Braunsberg bei Fürstenwalde führen die Schiffer ein Schiff bei ihrem Umzuge mit.

In der Gegend von Köpenick bis Fürstenwalde und weiter südlich nach Teupitz, Buchholz und Storkow ziehen die Knechte und Jungen zum Gabensammeln umher; an einer anderen Stelle erweitert Kuhn, der bekannte Mythologe, diesen Brauch auf die ganze Mittelmark. Er ist

entschieden noch allgemeiner gewesen, denn auch in Fürstenberg a. O. zimpern oder zampern, wie es heisst, die Kinder mit Holzspiessen, und in der Umgegend der Stadt schliessen sich die Erwachsenen ihnen an, die nur dann das Gesammelte nachher gemeinsam verspeisen. Recht dramatisch geht es in der Niederlausitz zu. In einem Dorfe in der Nähe von Guben, der Name ist nicht weiter genannt, gehen die jungen Burschen am Fastnachtsdienstag, der ja überhaupt die Zeit der Fastnacht ist, zu den Bauern, die sie aufsuchen wollen, und sagen in dem ihnen unbequemen Hochdeutsch: „Guten Tag Herr Soundso“, worauf der Bauer erwidert: „Guten Tag meine Herren, was wünschen Sie?“ Wir sind die Feuerlöschkommission und sind gekommen nachzusehen, ob alle Löschgeräte sich in Ordnung befinden“. Der Bauer entgegnet: „Ist alles in Ordnung meine Herren!“ „Sind die Feuereimer, Feuerhaken und Leitern gut im Stande?“ „Sehr wohl, belieben Sie gefälligst nachzusehen?“ „Na, wir glauben ihm, er hält ja sonst alles in Ordnung! Doch wir sind beauftragt, namentlich die Feueressen (wo nämlich die Würste hängen) persönlich genau nachzusehen und dieser Mühe wollen wir uns jetzt unterziehen.“ Jetzt erscheint die Wirtin und händigt den Burschen Speck, Würste und Eier aus. Das Gesammelte wird wieder im Krüge angerichtet und verzehrt.

Das Gemeinsame dieser Bräuche besteht in dem festlichen Umzuge, in dem Gabensammeln, bei denen Eier, Wurst, Speck, Schinken erst später durch Geld verdrängt werden, und in dem gemeinsamen Festmahle. Man will darin den festlichen Auszug zum Opfer sehen, das Einfordern der Beiträge zum gemeinsamen Opfer mit nachfolgendem Opfermahle. Zwar ist dieses alles in etwas niedrige Kreise gerückt, und die Idee eines Mahles, an dem alle teilzunehmen berechtigt sind, ist oftmals nur durch die Armen wach erhalten, die jetzt für sich allein sammeln. Die Kirche leistete diesem Gange der Dinge durch ihre Anmahnung, die Fasten durch reichliches Almosengeben zu unterstützen, bedeutend Vorschub.

Man ist dann weiter gegangen und hat aus zahlreichen sprechenderen Gewohnheiten anderer Gegenden auf ein Sauopfer geschlossen und hat daher auch die gewöhnlich geforderten und gereichten Würste, die Schinken- und Speckstücke als Reste eines alten Schweineopfers angesprochen. So erklärt es sich auch, wenn in Stendal und anderswo sich für die Fastnacht Sauerkohl und Knackwurst als ständiges Gericht halten konnte. Auch die charakteristischen Gebäcke, hier in Berlin der Pfannkuchen, in Stendal, Pommern und Mecklenburg und weiter verbreitet: die Heetireggen, die heissen Wecken, werden als Nachkommen altgermanischer Opferbrote angesehen, welche der Indiculus superstitionis des VIII. Jahrhunderts erwähnt. Wenn daher Metzger und Bäcker in der Fastnacht besonders hervortreten, so erklärt sich das aus der Be-

deutung des Opferfleisches und Brotes von selbst. Diese Opferspeisen hatten reinigende und stärkende Wirkung, nach dem Volksglauben konnte sich niemand in ihnen überessen, aber die Enthaltung von ihnen zog Schaden und Krankheit nach, denn hierdurch drückte man Verachtung der Götter aus.

Aber auch andere Tiere als Schweine wurden bei dem Frühlingsfest den Göttern dargebracht: so vor allem noch das Rind. In der Mark findet sich ein Brauch, der darauf hindeutet. Kuhn lokalisiert ihn in der Mittelmark. Ein oder mehrere Burschen ver mummen sich als Ochse, zum Teil indem sie die natürliche Haut des Ochsen benutzen. Den Kopf des Tieres bildet ein grosser Topf. Das Tier, welches sich möglichst wild stellt, wird durch das Dorf geführt und schliesslich durch einen Schlag auf den Topf getötet. Das Vermummen in Tierfelle ist bereits im VI. Jahrhundert auf fränkischem Boden bezeugt, die Predigten, die dagegen eifern, sind höchst interessant. Allem Anschein nach hat man es hier mit germanischen Gewohnheiten zu thun.

Wenn es bei dem letztgenannten Beispiel kaum zweifelhaft ist, dass wir es mit dem Überrest eines Rindopfers zu thun haben, so liegt es doch anders mit einer ganz ähnlichen Vermummung, die unter dem Namen des Schimmelreiters geht. Auch hier wird die Mittelmark von Kuhn als Heimat angegeben, leider aber nicht das Dorf weiter bezeichnet. In dem Umzuge ahmt einer der Burschen einen Reiter auf einem Schimmel nach, indem er vor die Brust und auf dem Rücken grosse Gefässe bindet und darüber ein weisses Laken hängt, vorn befestigt man einen Pferdekopf. Den Burschen wird anderswo auch wohl ein grosser Hut gegeben. Eine Autorität wie Kuhn hat diese Vermummung auf Wodan beziehen wollen, dessen Abbild in einer allerdings wenig majestätischen Weise festgehalten wäre; neuere Forscher haben hier in kühlerer Weise nur eine Reminiszenz an die alten Rossopfer gesehen. Ich will dabei nochmals wiederholen, dass der Schimmelreiter an anderen Orten auch zu Herbst und Weihnachten erscheint, die Erklärungsgründe brauche ich ja nicht zu wiederholen.

Das Zampern, Hänseln oder Gabensammeln aber spielt immer die grösste Rolle; ich kann diesen Brauch noch für den Oderbruch belegen, wo ihn die Burschen üben, von denen seltsamer Weise einer sich als Bär ver mummt und im Dorfe umhergeführt wird, wobei der Bärenführer die Gaben entgegennimmt. In Landsberg an der Warthe sammeln die Kinder für sich mit sog. Spiessen, viereckige Holzstäbe, durch welche zugespitzte Querhölzer gesteckt sind, um daran Wurst, Speck und Backwerk aufzuhängen.

Im Anfange des Frühjahres müssen aber auch die Geister des Winters, die schädlich und hindernd sind, ausgetrieben werden, in Westfalen treibt der Bauer durch Klopfen den winterlichen Geist aus seinem

Hause aus. Bei uns hat sich das Austreiben der winterlichen Dämonen nur noch in engster Beziehung auf den Menschen erhalten. In der Gegend von Mellin in der Altmark, in Arnswalde und Friedberg dringen die Knechte am Fastnachtsdienstag in die Kammer der Mägde und schlagen sie mit Ruten, stiepen sie, die Kinder thun es bei ihren Eltern und Verwandten. Die Gestiepten geben dem Schlagenden zum Dank dafür eine Gabe, sehr häufig das Fastnachtsbrot, also die Krapfen oder Hectetroggen. Auch in Berlin muss dieser Brauch noch teilweise geübt werden, denn vor wenigen Jahren noch bemerkte Herr Stadtrat Friedel auf dem hiesigen Waarenmarkte Ruten aus ersten Frühjahrsschösslingen und Tannengrün, die offenbar dieser Sache dienten. Verstanden ist sie in der heutigen Zeit nicht mehr, man bringt sie mit den kirchlichen Fasten in Verbindung und erklärt sie als eine Vorbereitung des sündigen Fleisches auf die Fasten. (Schluss folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Eine neue vorgeschichtliche Fundstätte innerhalb Berlins mitgeteilt von Ernst Friedel. Auf der Judenwiese am rechten Spreeufer ungefähr da, wo vom linken Spreeufer her jetzt die neue Brücke im Zuge der Altonaer Strasse hinübergeführt wird, entdeckte ich heute bei einer strassenbaulichen Besichtigung eine wendische Ansiedlungsstelle, markiert durch Heerdstellen mit im Feuer geplatzten Feldsteinen, gespaltenen Tierknochen, Holz- und Kohlenstücken sowie Gefässresten. Die letzteren sind besonders interessant, nicht bloß, weil wendische Reste überhaupt seltener als germanische im Weichbild Berlins bisher beobachtet worden sind, sondern weil die Scherben eine einigermaßen chronologische Feststellung zulassen. Es sind nämlich durchaus von derselben Stelle

- a) ausgesprochen wendische (wilzische) Scherben von auf der Drehscheibe hergestellten Gefässen und mit den charakteristischen sogenannten Burgwall-Verzierungen.
- b) Scherben im Übergangsstil, der Thon noch mit Steinchen gemischt, wie bei der echt vorgeschichtlichen Töpferwaare, aber dünnchalig und viel härter als die Scherben zu No. a gebrannt.
- c) Scherben der harten, graublauen Art, welche für das bei uns frühchristliche Mittelalter (etwa 13. Jahrh.) charakteristisch sind.

Die Funde mögen danach etwa der Zeit um die Wende der heidnisch-slavischen zur christlich-deutschen Herrschaft angehören.

Alle diese Stücke sind leicht vom Wasser ausgelaugt, ein Beweis, dass die Stelle öfteren und anhaltenden Überschwemmungen ausgesetzt sein muss. Dies gilt übrigens zum grössten Teil noch jetzt von der Judenwiese, auf der man nicht selten Schlittschuh läuft, weil sie im Winter von der Spree über-